losse Verlegenheit des jungen Mädchens, das wahrhaftig keine Ahnung hatte, auf welchem geheimnisvollen Wege es zu dieser seltsamen Tätowierung kam. Nun meldete sich aber der Täter und erdreistete sich sogar, den ungezogenen Ulk weiter zu spielen: „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, diesen harmlosen Spaß. Wenn Sie aber die Sache, wie mir scheint, durchaus ernst nehmen wollen, habe ich auch nichts dagegen: betrachten Sie es als offizielle Liebeserklärung!“

Das war zu viel! Elynor errötete und faßte einen schlauen Plan. Sie erlaubte dem frechen Mann, daß er sie ein Stückchen Weges begleite, doch nur bis zum nächsten — Schutzmann, dem sie empört ihr Leid klagte. Der Schupo verstand gleichfalls keinen Scherz — die schöne Unbekannte hatte Charles recht geschickt in eine Falle gelockt. Er ergab sich in sein Schicksal und ging, nichts Gutes ahnend, mit zum Revier, wo ein Protokoll über den „Fall“ aufgenommen wurde. So endete dann der „Witz“ im Gerichtssaal, den der Angeklagte mit etwas gemischten Gefühlen betrat: die puritanischen englischen Richter sind bekanntlich gerade in solchen Sachen unbarmherzig. Doch erlebte unser Charles eine angenehme Enttäuschung: er ist mit der Begründung freigesprochen worden, daß sein Bubenstreich keineswegs als unsittlich zu betrachten sei. Wenigstens in Anbetracht der Umstände nicht! Denn alleinstehende junge Damen müßten so viel Verstand haben, ihre Siesta nicht in einem öffentlichen Park abzuhalten, wo sie ganz anderen, eventuell folgenschweren Belästigungen ausgesetzt sind!

Charles war Gentleman genug, um mit dieser Niederlage seiner Gegnerin zufrieden zu sein, und bat sie freiwillig nochmals um Entschuldigung. Sie musterte den eleganten „Flegel“ mit Wohlbehagen, reichte ihm die Hand zur Versöhnung und richtete ganz unvermittelt die Frage an ihn, ob er es denn wirklich ernst gemeint hätte: das mit dem „Dein ist mein Herz?“!

„Ich will es gern zugeben“, antwortete der überraschte Weener, „daß Sie mir gut gefielen!“

„Wenn Ihre Absichten in der Tat ernste sind“ — kam hierauf die Aufforderung zum Tanze — „erlaube ich Ihnen diesmal, daß Sie mich nach Hause begleiten.“

Charles setzte blitzschnell den Hut auf: „Nein, liebes Fräulein, zum zweiten Mal lasse ich mich nicht in eine Falle locken. Ich kann es Ihnen zwar nachempfinden, daß Sie sich für den Freispruch mit einer Ehe rächen möchten, doch ich danke verbindlichst . . .“ Sprach's und verließ unter schallendem Gelächter der Anwesenden eiligen Schrittes den Gerichtssaal.

Die richtige Teebereitung

Anders schmeckt er nicht!

Dieses Teerezept ist eigentlich gar kein Rezept, denn es ist unübertrefflich einfach. Aber gerade darum scheint es höchst schwierig zu sein — jedenfalls wenn man nach dem schließt, was man gewöhnlich als Tee vorgesetzt bekommt. Doch zunächst: Welche Teesorte wählen wir? Tee ist nicht sehr haltbar, darum soll man möglichst nur den von der letzten Ernte nehmen; die neue Ernte trifft bei uns im Oktober ein. Man muß aber ausdrücklich frischen Tee verlangen. Den zarten Tee (russischer Geschmack) geben die Chinatees; ihre feinsten Sorten und Tarry Souchong (der feinste), Lapsang-Souchong, Keemun und Kintuck, die weniger feinen und billigeren heißen Souchong, Moning und Panyong. Das Getränk aus diesen soll hellgolden aussehen, im Gegensatz zu der dichteren, bräunlichen Farbe, die der kräftige Tee im englischen Geschmack haben muß. Ihn bereitet man aus dem indischen Tee und dem von Ceylon (am feinsten und kräftigsten ist der Darjeeling-Tee). Die teuren und viel gerühmten Pekko-Teeblüten enttäuschen, sie haben kaum einen Geschmack.

Die Aufbewahrung sollte nicht in Lackkästen geschehen; in China macht man es zwar so, aber nur der gute chinesische Lack beeinflußt das Aroma des Tees nicht; unser hiesiger Lack ist gewöhnlich abträglich. Wirklich empfehlenswert sind nur Glasbüchsen mit eingeschliffenem Glasdeckel. Zum Aufbrühen nehme man eine Porzellan-, noch besser eine Steinkanne. In diese darf nie etwas andres als Tee kommen, sie soll auch nicht ausgewaschen werden, sondern verträgt, soll das Aroma immer rein sein, lediglich Ausspülen mit reinem Wasser, ohne Soda oder sonstigen Zusatz! Das Wasser darf nur in einem Geschirr bereitet werden, das ausschließlich mit reinem Wasser in Berührung kommt. Die Teeblätter werden vor dem Wärmen in die Kanne getan; sie wird gewärmt durch Aufstellen auf den Wassertopf. Dies ist wichtig, denn schon vor dem Brühen sollen die Blätter angewärmt sein. Das Wasser muß springend kochen, aber keinesfalls länger als eine Minute, und muß noch Blasen werfen, wenn man es in die Kanne gießt; die Kanne ist also dicht an das Feuer zu bringen. Teeeier sind nicht zu raten, weil die Blätter ausgebreitet auf dem Boden liegen müssen. Die Menge richtet sich nach dem Geschmack; Mindestmaß dürfte ein gehäufter Teelöffel für eine Tasse sein. Zunächst wird die Kanne nur einen Drittel voll gegossen, nach zwei Minuten füllt man sie mit kochendem Wasser voll. Die Blätter bleiben am besten darin; man kann aber auch (ohne Sieb) nach fünf Minuten in eine andere Kanne, die natürlich auch nur für Tee reserviert sein darf, übergießen. Der Feinschmecker trinkt Tee ohne Sahne. Zucker und Zitrone; nur ganz bestimmte Teesorten gewinnen durch einen dieser Zusätze. Tee mit Rum ist eine Barbarei, Teepunsch erst recht — — wenn er auch sehr schön schmeckt; **aber es ist eben kein Tee mehr.**

Ilse van Bergen.

Moderne Küchendragoner

In München ist ein Junggesellenheim eröffnet worden. Die Junggesellen besorgen sich auch die Küche selbst.

Am Gasherd steht der Junggeselle,
Der Hagestolz, im Led'genheim,
Hantiert mit Topf und Suppenkelle,
Mahlt Kaffee und braut Haferschleim.

Und neben ihm auf andern Herden
In Pfannen brotzelt ranz'ges Fett,
Noch weiß kein Mensch: Was soll das werden?
Wird's Ome- oder Kotelett?

Es kochen alle Hausgenossen
Vor Mittag teils und teils vor Wut,
Die Weiblichkeit ist ausgeschlossen,
Und niemand schmalzt hier: „Bleib' mir gut!“

So steh'n sie, zwölfe auf ein Dutzend,
Ein ganz verkorkster Mannsverein,
Und pfeifen, eisigst Messer putzend:
„Der Mensch soll stets alleine sein!“

Ne, so was wär' mir nicht gefällig,
Die Küche ist kein Drahtverhau,
Ich denk': Wer jung ist, sei gesellig,
Und dazu braucht man eine Frau.

Wenn auch der Mann noch so genau kocht
Und salzt und schmalzt und würzt recht gut,
Mir schmeckt's doch besser, wenn die Frau kocht,
Wenn sie's auch nach dem Kochbuch tut . . .

Die Martinsgans

Wie viele sprechen von der Martinsgans und wenige wissen, woher dieser in den Adventstagen so beliebte Vogel seinen Namen hat. Das Daheim Nr. 10 belehrt uns in einem Aufsatz „Die gutgebratene Gans“ von Friedrich Richter über den Ursprung des Namens und erzählt wie folgt: „Die Gans heißt der Martinsvogel, aber Luthers Schutzpatron hat eigentlich nichts mit Gänsen zu tun gehabt. In Ungarn geboren, in Italien erzogen, war er ein Reitersmann geworden wie sein Vater und gegen dessen Willen Christ. Jeder kennt die Geschichte, wie er vor Amiens in bitterer Kälte einem Bettler die Hälfte seines Mantels geschenkt hat. Dieser Mantel wurde unter den merovingischen und fränkischen Königen ein Nationalheiligtum und einem Geistlichen anvertraut, der nach der cappa (Mantel) cappelanus hieß und so der erste aller späteren Kapläne wurde. Man verehrt den heiligen Martin als den Apostel Galliens. Man erzählt von ihm Züge der Mildtätigkeit gegen Mensch und Tier und allerlei erstaunliche Erscheinungen und Wunder. Aber in den alten Legenden ist von keiner Gans die Rede, und die bildende Kunst hat ihn meist als Ritter im Mantel und mit dem Bettler dargestellt. Als Bischof mit der Gans finden wir ihn nur höchst vereinzelt. Eine Anekdote freilich weiß von der Martinsgans zu erzählen. Als man den Heiligen (372) zum Bischof von Tours wählte, war er gar nicht erbaut davon. Das ist geschichtlich. Er war kein gelehrter Mann. Seine Stärke war praktisches Christentum, und gerade war er damit beschäftigt, den großen Gedanken des Mönchtums als erster im Abendlande in die Tat umzusetzen. Auch zeichnete er sich nicht durch eine besonders stattliche Erscheinung und gewandtes Auftreten aus. Die Wahl paßte ihm gar nicht. Er zog sich in seine Zelle zurück und kam erst hervor, als man ihn mit frommem Betrug an ein vorgebliches Krankenlager lockte und ihm dann als Bischof huldigte. So ist die Legende. Die Anekdote weiß es etwas anders. Danach versteckte sich Martin in einem Gänsestall, und als man ihn suchte, verrieten ihn die Gänse durch ihr Schnattern. Dies Geschichtchen gefiel dem Volk. Man sang: „Die Gänse“ mit ihrem Dadern, mit ihrem Geschrei und Schnadern, Sankt Martin han verraten. Darum tut man sie braten.“ Und ein anderes Martinslied weitet das Schlemmerlied durch küchenlateinische Verse zu einer trunkenen Litanei, die neben dem Heiligen mit der Gans den Würzburger St. Burkhard mit einer Brezel statt der Hostie, den fränkischen St. Urban mit der Weinflasche und den Nothelfer St. Pantalean mit einer Wurst als starke Patrone des besten Vogels in der Schüssel, zitieren.“ Auch sonst ist dieses Heft des Daheim reich an vorweihnachtlichen Dingen. Es erzählt von der Erziehung der Kinder zur Mütterlichkeit durch Puppen, berichtet von allerlei weihnachtlichen Handarbeiten und neuem Spielzeug. Die Nummer ist reich an farbigem Bildschmuck und inhaltlich wie drucktechnisch vorbildlich.

Aus dem Engen und Weiten

Ameisenwein.

Daß in China Vogelnester, verfaulte Eier, Erden u. a. m. als Leckerbissen gelten, haben wir von manchem Reisenden mit Schaudern erfahren. Doch auch die Bewohner einiger Distrikte Südamerikas lieben Gaumengenüsse, die wir nicht zu kosten imstande wären. Dort wird der seltsamste Wein getrunken, den es gibt, der prickelnde „Mochileras“, durch den man in die luftigsten Stimmungen gerät. Dieser Wein wird aus zerdrückten Ameisen bereitet, und zwar verwendet man die „Hormigas“ oder „Wein-Ameisen“, die in ganzen Säcken an jedem Markttag zum Verkauf angeboten werden. Diese Ameisen sammeln Honig; da die Arbeiter aber nichts zum Aufbewahren des Honigs besitzen, so bohren sie andere Ameisen an und füllen sie mit Honig. Aus diesen „Honig-Ameisen“ wird der Wein bereitet, indem man sie zerdrückt, die Flüssigkeit durch ein Seihtuch abtropfen läßt und auf diese Weise den Nektar erhält, der dann zu Wein verarbeitet wird.

Alter schützt vor Torheit nicht.

Das Temperament des siebzigjährigen Landwirts Stefan Bokor in Stuhlweißenburg (Ungarn) stellt den seligen Don Juan in den Schatten und beweist zugleich, daß Alter mitunter in der Tat vor Torheit nicht schützt. Der mehrfache Großpapa begegnete neulich auf der Landstraße einer netten jungen Bauerndirne, die per pedes apostolorum ihres Weges schlenderte. Mit gärtlicher Höflichkeit lud sie der alte Herr ein, seinen Wagen in Anspruch zu nehmen, und versprach ihr bereitwilligst, sie nach dem Dörfchen zu bringen, wo sie die Eltern ihres Bräutigams besuchen wollte. Unterwegs unterhielten sich die beiden vorerst recht vergnügt und harmlos, je länger aber die Reise dauerte, um so mehr Gefallen fand Onkel Stefan an dem jungen Ding. Plötzlich faßte er den sonderbaren Entschluß, das Mädchen in aller Form zu — entführen! Die Peitsche knallte die Pferde rasten dahin, und in einem wahrhaft höllischen Galopp führte der greise Don Juan seine erbeutete „Prinzessin“ unbekannten Zielen entgegen. Er machte jedoch die Rechnung ohne den Wirt — seine Auserwählte befreite sich energisch aus den Armen des alten Verführers, schrie um Hilfe, tobte, kratzte, biß, und als dies alles nichts nützte — Stefan war eben trotz seiner Siebzig ein strammer Kerl! —, sprang sie in ihrer Verzweiflung aus dem Wagen. Sie hatte anscheinend nicht viel für Romantik übrig, und so endete der schöne „Roman“ vor dem Gericht in Stuhlweißenburg das den tollen „Mädchenräuber“ zu einigen Monaten Gefängnis verurteilte. Wohl um sein Blut gründlich abzukühlen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 49 Altena, den 6. Dezember 1927

Advent

Von Inge v. Goetz.

Heilige Adventszeit. Sie ist wieder da mit ihren beglückenden Stunden der Vorfreude, dem emsigen Schaffenseifer für andere, den tausend Heimlichkeiten, dem ganzen nur ihr eigenen Zauber, den wir Großen, da wir Kinder waren, so wunderbar genießen konnten. Wie gern möchten besonders wir Mütter das Kleinod dieser köstlichen Stimmungen unseren Kindern, die in einer so ganz anderen Zeit geboren sind, erhalten oder neu schenken! Die eigenen Kinder- und Jugendtage steigen herauf, u. da will uns das Heute auch hierin so verändert erscheinen beim Rückblick auf jene Zeit vor Weihnachten die die wunderschönste im ganzen Jahre war. Wie wars doch damals?

Mädel und Buben pflegten die schönen Adventssitten. Das war selbstverständlich. Die langen Winterabende, — an denen es noch anhaltenden Frost und viel Schnee gab, — wurden gemeinsam im traulichen Stübchen verbracht. Wir saßen so eifrig über die Arbeiten gebeugt, die das Christkind als Ueberraschungen zu bescheren hatte. Ein Tuscheln und Flüstern gabs ohne Ende. Mit welch blitzartiger Geschwindigkeit wußten da die Mädchen ihre Handarbeiten in ungeahnte Verstecke verschwinden zu lassen, wenn ein Ungebetener etwa den Kopf durch die Türspalte steckte! Laubsäge- oder Klebarbeiten verrichteten die Knaben und das Kleinste wurde zum „ersten Stich“ für ein Deckchen, das es „ganz allein“ gefertigt hatte, angehalten. Dabei wurden Weihnachtslieder gesungen oder alte Geschichten, Märchen erzählt, Verse gelernt; es wurde selbst gedichtet. — Frohsinn und verheißungsvolle Erwartung lag über allen, die sich einander so wundervoll mitteilen und jedes Ding in vorweihnachtlichen Zauber hüllten. Ein entzündetes Tannenzweiglein spendete den wohlbekannten Duft, Bratäpfel schmorten im Ofen — wie lecker schmeckten sie mit den Nüssen und Mandeln, die die Mutter vom Weihnachtsvorrat „geopfert“ hatte. Der Adventskranz aber, aus Tannen selbst gewunden und an silbernen Bändern von der Decke herabhängend, bekam an jedem Sonntag sein neues Lichtlein, bis die Zeit erfüllt war und das Glöcklein ertönte, das erwartungsvolle, selige Kinder über die Schwelle rief.

Und heute? Haben wir denn nicht mehr Advent? Singen unsere Kinder denn keine Weihnachtslieder mehr? — Gewiß. Aber das Gepräge der Zeit hat auch seinen Stempel aufgedrückt und „Altmodisches“ modernisiert. Oder will das nur immer wieder uns Aelteren so scheinen, die wir manchmal so ratlos zwischen dem Gestern und Heute stehen und das Zurückschauen mehr lieben als das Vorwärtssehen? Sind unsere Kinder denn nicht glücklich? — Oder vergessen wir wohl über der eigenen, so lieben Tradition, daß sie in eine andere Zeit, in eine andere Umgebung gestellt, anderen Bedingungen ergeben sind? — Die Großstadt besonders schwingt im Rhythmus der Gegenwart das ist natürlich; sie reißt mit ihrem modernen Tempo das Alte ein, und ihr riesiges Räderwerk scheint uns oft grausam vernichtend und herzlos „aufräumend“. Nur zu gut will uns und anderen das häufige Schelten verständlich erscheinen, das sich über die Großstädte etwa ausgießt als den Universalzerstörerinnen alles Idealismus. Aber gibt es denn eigentlich nur Großstädte? Oder meinen die Menschen, die in ihr leben, wirklich, sie lebten allein mit ihr auf dieser schönen Gotteserde? Sind jene nicht nur ein Häuflein von Millionen gegen den so überwiegenden großen Rest der Menschheit, der auch lebt — wenn auch nicht in der Großstadt. Der vom Pulsschlag alles Modernen nicht so schnell etwas verspürt und vielleicht sogar zu Tausenden daheim nach alter Weise Advent begeht? Haltet nur einmal Ausschau tiefer in das Land hinein — da findet ihr die Stübchen mit Buben und Mädel — die Mägde und Knechte bei der Arbeit, sie singen die alten Weihnachtsweisen — ihr findet die Mütter mit den Kleinen, sie Liedchen lehrend und ihnen die Weihnachtsgeschichte erzählend. Es ist fast wie damals, da wir es erlebten. Zu ihnen dringt nun die Mär von jenen furchtbaren Städten, die das alles wie ein altes Kleid abgetan haben sollen.

Aber ist es denn so? — Ist das denn wahr? Liegt das Wie nicht letzten Endes ganz bei uns? — Können wir selbst nicht trotz der härteren rauhen Luft, die die Großstadt uns atmen läßt, trotz ihrer kalten Ansprüche an Realität und Poesielosigkeit Stunden schaffen, die ausgleichenden Gewinn bringen? — Ohne Frage. So auch im Advent. Wenn nur eine liebevolle Führerin dazu da ist, und das ist doch meistens die Mutter, so kann ihm eigenen Heim jene Sphäre und Traulichkeit entstehen, die uns für Stunden oder Minuten dem hastigeren Alltag entreißt. Nichts hindert uns schließlich, auch im Großstadtheim Tannenduft und Weihnachtsklänge an den Abenden zu haben. Uns hinüberzuretten in eine Vergangenheit, die immer und überall leben kann, liegt schließlich doch zunächst auch sehr viel an uns selber. Mit wie anderen Augen werden wir dann all das Weihnachtstreiben, das gerade die Großstadt bietet, ansehen können — all die lustigen Märkte, die witzigen Ausrufer, die herrlichen Auslagen der Kaufhäuser, all das fieberhaft rege Leben und Treiben, hinter dessen „Geschäft“ nun „Weihnachten“ klingen kann. —

Aber auch Heiligeres hat es ja hier. Gehen wir nur in die Weihnachtsmusik, die die Abende bieten. Die Oratorien unserer herrlichen alten Meister, die in Kirchen und Sälen erklingen, leben und werden ja mit so reicher Liebe und Mühe erweckt, um in die Herzen zu dringen — und das wieder nirgends in so schöner und ausgiebiger Weise als in der — Großstadt! Wenn wir nur wollen!

Winterabend

Ein Sonnenlächeln spielt verträumt und hold
auf der Tapete dunkeltiefem Gold.

Die Bilder leuchten matt, der Ofen knistert fein,
der Abend naht. Wir beide sind allein.

Nicht Worte brauchts. Es tönt derselbe Schlag
in deinem Herzen und in meinem nach.

Und was der Tag an Bösem uns beschert,
in unser Werk den hellen Blick verwehrt

das schlummert sacht in dieser Stunde ein.
Das Dunkel wächst, der Ofen knistert fein.

Nur noch ein Glimmen, das den Raum erhellt,
und du und ich. Was willst du, Welt!

Ludwig Bäte.

Geschwisterliebe

Von Ilse Steffens, Leipzig.

„Meine Kinder vertragen sich nicht, ewig ist Zank und Streit zwischen ihnen, da ist nichts zu machen . . .“ Solche Klagen hört man öfter von Müttern, mögen sie nun Verzweiflung oder Resignation in sich schließen. Ist da wirklich nichts zu ändern? Oder — sollte es nicht schon verkehrt sein, daß es überhaupt dazu kam?

Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob es sich um Geschwister verschiedenen Geschlechts handelt oder nicht. Ferner ist es natürlich nicht unwichtig, ob der Altersunterschied ein kleiner oder größerer ist. Aber neben all diesen äußeren Dingen kommt es auf jeden Fall zumeist doch darauf an, wie die Erziehung der Kinder sich gestaltet. Zank und Streit als tägliche Erscheinung ist etwas, das in den meisten Fällen auf das Konto der Erziehenden, also wohl der Mutter entfällt.

Geschwisterliebe ist etwas so Natürliches und dabei etwas so Notwendiges im Leben, daß im ersten Kindesalter daran gedacht und die Erziehung daraufhin eingestellt werden muß. Wo keine natürliche Anlage dazu vorhanden ist, da muß systematisch dazu erzogen werden. Und so früh wie möglich sollte man damit anfangen. Dem Aelteren muß, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kommt, die Sorge um das Jüngere, Hilflosere übertragen werden, nicht wie eine Pflicht, sondern wie ein hohes, schönes Recht, ein Vorrecht gewissermaßen. Empfindet er es als Pflicht und wird er in zu strenger Weise verantwortlich für das Wohl und Wehe des Jüngeren gemacht, so lehnt er sich naturgemäß dagegen auf; bei etwaigen Folgen, die durch seine Unbedachtsamkeit hervorgerufen wurden, kommt es dann schließlich zum offenen Haß. Niemals darf der Aeltere fühlen, daß man dem Jüngeren mehr Fürsorge spendet, als ihm; Kinder neigen stark zur Eifersucht. Immer wieder muß er mit herangezogen werden, muß mit teilnehmen dürfen an der Nachsicht, an der Fürsorge, die man dem Jüngeren in höherem Maße entgegenbringt, eben weil er der Jüngere ist. Sehr bald wird er sich der Aufgabe, die man von ihm fordert, bewußt werden, wird sie als selbstverständlich zuerst und endlich als Vorzug ansehen. Umgekehrt darf es zu keiner Ueberhebung seiner eigenen kleinen Person kommen. Sonst ist auf der anderen Seite die Verstimmung und Auflehnung da. Die Mutterliebe und die Muttersorge muß von allen Kindern gleichmäßig gefühlt werden. Die gedankenlose Unsitte mancher Mütter, im Scherz ein Kind zu bevorzugen, um die anderen eifersüchtig zu machen, kann die übelsten Folgen zeitigen. Eine Mutter wird ohnehin jedes ihrer Kinder individuell behandeln, denn nur eine Mutter kennt sich aus in den tiefsten, geheimsten Regungen ihres Kindes, sie wird diese ihre Art auch unbewußt den anderen Kindern zur Nachahmung übertragen, wenigstens bis zu einem bestimmten Grade; nie darf aber diese individuelle Behandlung soweit gehen, daß sie von den anderen als Ungerechtigkeit empfunden wird. Unbedingte Gerechtigkeit seitens der Mutter ist schließlich schon eine Bürgschaft dafür, daß unter Geschwistern kein gegenseitiges Mißtrauen oder Gehässigkeit emporwächst.

Unter diesen Voraussetzungen dürfte es nicht schwer sein, Geschwisterliebe unter den Kindern großzuziehen. Daß überall mal Streit vorkommt, daß es auch wohl mal hart auf hart geht, ist nicht nur selbstverständlich, sondern es wäre Unnatur, wenn das fehlte. Der Grundzug zwischen Kindern muß aber die Liebe, das gegenseitige „Sichstützen“ sein. Wenn einmal Elternliebe nicht mehr über den Kindern wachen kann, dann zeigt es sich, wie unsäglich viel wert es ist, wenn Geschwister zusammenhalten, wenn deren Liebe das zu ersetzen sucht, was an Besserem, Höherem, ihnen nun versagt bleibt. Bis in spätere Zeiten, da jeder schon lange sein eigen Haus hat, wird sie ihren Segen offenbaren; nicht immer ist es so, daß man im späteren Leben das findet, was man ersehnt hat; dann leuchtet als ein heller Schein aus frohen Kindertagen im Vaterhaus die Geschwisterliebe wohl als Trost in die trübe Gegenwart hinein und bringt Wärme und Glanz. Darum: Nicht leichthin darüber gelacht, wenn Geschwister sich dauernd nicht verstehen, sondern Abhilfe schaffen — zum Segen eben dieser Kinder.

In Erinnerung ist immer die „unglückliche“, d. h. die unerfüllte Liebe die „einzig wahre“. Denn wer will uns beweisen, daß, wenn wir an das Ziel unserer Wünsche hätten gelangen

Ihr Bild

Skizze von Franz Pohl

Unter den Mittagsgästen des Beamtenkasinos war Dietrich Berner schon längere Zeit ein junges Mädchen aufgefallen, das so aussah, wie er sich sein Frauen-Ideal vorstellte: groß schlank und blond, mit einem feingeschnittenen Gesicht. Sie besaß auch schöne Hände, worauf Dietrich großen Wert legte, und so nahm er eines Tages ihr gegenüber Platz, um sie kennen zu lernen. Er fand jedoch kein schnelles Entgegenkommen. Hildegard Lohoff geflel wohl der schlanke junge Bibliothekar, der fast wie ein Künstler aussah, doch war sie ein selbstbewußtes Mädchen von klarem Verstande, das dem etwas phantastischen Wesen Dietrichs und seiner schwärmerischen Begeisterung mißtraute. Wenn er mit Feuer von einem Erlebnis, einem Bild oder Buch sprach, lachte sie ihn oft aus, und doch fühlte Dietrich sich immer stärker zu dem Mädchen hingezogen. Er wurde sich bald darüber klar, daß er es von ganzem Herzen liebte.

Eines Tages befanden sich die beiden wieder auf dem Heimwege, Dietrich hatte Hildegards schönes Profil gelobt und fragte sie jetzt kühn, ob sie ihm nicht ihr Bild geben wollte. Entrüstet blieb das junge Mädchen stehen:

„Was bilden Sie sich ein, Herr Werner? Wie käme ich dazu, Ihnen mein Bild zu geben? Aber," setzte sie ironisch lächelnd hinzu, „Sie können es sich ja holen, es hängt am Albrechtsplatz, im Schaukasten des Photographen. Da können Sie mal zeigen, daß Sie nicht nur Romantiker sind, sondern auch etwas vom Tatmenschen in sich haben . . ."

Dietrich sah Hildegard erstaunt an, dann lächelte er vergnügt: „Wird gemacht, gnädiges Fräulein!" sagte er, und schüttelte ihr zum Abschied die Hand.

Als Hildegard Lohoff am nächsten Morgen am Albrechtsplatz vorbei kam und gewohnheitsmäßig nach dem Kasten des Photographen blickte, traute sie kaum ihren Augen: die Glasscheibe war zersplittert, und ihr Bild verschwunden. Hildegards Schrecken steigerte sich noch als sie daran dachte, was sich inzwischen alles ereignet haben konnte: vielleicht hatten sie Dietrich beim Zertrümmern der Scheibe erwischt und verhaftet! Plötzlich kam es Hildegard zum Bewußtsein, wie lieb ihr Dietrich geworden war, und sie machte sich schwere Vorwürfe, daß sie ihn immer so schlecht behandelt hatte. Dabei war sie doch schon längst von der Echtheit seiner Empfindungen überzeugt gewesen . . .

Hildegard kam ganz verstört in ihrem Büro an und verlebte ein paar qualvolle Stunden, bis sie mittags in das Kasino eilen konnte. Aber da saß Dietrich Werner an dem gewohnten Platz und nickte Hildegard zu, die ihn gleich mit der Frage begrüßte: „Haben Sie mein Bild?"

„Natürlich," antwortete Dietrich lächelnd, wobei er auf seine Mappe wies, „hier ist es drin!"

„Ja, hat denn niemand was gemerkt?" fragte Hilde.

Dietrich setzte seine ernste Miene auf: „Erst ging alles gut, ich schlug die Scheibe entzwei, nahm Ihr Bild heraus und ging damit zu einem Auto, das ich an der Ecke hatte warten lassen. Es war gegen Mitternacht und regnete in Strömen. Ein Polizist hatte mich aber wohl beobachtet, denn er lief hinter mir her, und als er mich nicht mehr erreichte, nahm er sein Notizbuch heraus und schrieb sich wenigstens die Autonummer auf."

Hilde war ganz blaß geworden und atmete jetzt schwer. „Da wird man Sie wohl doch noch fassen?" frage sie dann mit stockender Stimme.

„Höchstwahrscheinlich," antwortete Dietrich melancholisch, „ich mache mich auf alles gefaßt!" Er wies dann sachlich nach, wie einfach es wäre, den Chauffeur und dann ihn zu ermitteln, da er sich unklugerweise bis zu seiner Wohnung fahren lassen. Dann nannte er Hildegard die Paragraphen des Strafgesetzbuches, nach denen er wegen Sachbeschädigung und Diebstahls mit Gefängnis bestraft werden würde.

Das junge Mädchen hatte angstvoll zugehört, jetzt ergriff sie Dietrichs Hände und preßte sie an sich.

„Um Gotteswillen, lieber Herr Berner", sagte sie mit Tränen in den Augen, „was habe ich da nur angerichtet! Ich bin ja an allem schuld! Kann denn da gar nichts mehr gemacht werden?"

„Ich will es versuchen," sagte Dietrich, „ich werde mit dem Photographen sprechen und auch gleich aufs Polizeipräsidium gehen. Vielleicht wird's gar nicht so schlimm."

„Hoffentlich," rief Hildegard, die etwas aufzuatmen begann, „und heute abend müssen Sie mir Bescheid sagen." —

Am Abend stand Hildegard schon vor der verabredeten Zeit auf dem Albrechtsplatz und wartete auf Dietrich. Die Sonne war untergegangen, der weite, lindenumkränzte Platz lag still und verlassen da, und leise rauschte der Springbrunnen. Hildegard war es beklommen ums Herz, und als sie Dietrich kommen sah, eilte sie ihm stürmisch entgegen. Dietrich führte sie zu einer Bank, und erzählte ihr eine lange Geschichte, in der ein bestochener Photograph und ein menschlicher Richter die Hauptrollen spielten. Hilde erfuhr zu ihrer Erleichterung, daß nun von keinem Diebstahl und keinem Gefängnis mehr die Rede war.

„Ich bin so glücklich," sagte sie leise und sah Dietrich mit leuchtenden Augen an.

„So?" fragte der junge Mann und tat, als ob er sehr verwundert wäre, „da bin ich wohl kein Phantast und weltfremder Schwärmer mehr?" Lächelnd schüttelte Hilde den Kopf. —

Als Dietrich und Hilde verheiratet waren und in ihrer Wohnung auch das bewußte Bild an die Wand gehängt hatten, zog Dietrich seine junge Frau auf das Sofa.

„Ich muß Dir etwas beichten," sagte er, „die ganze Geschichte von dem Bilderraub war glatt erfunden! Ich bin damals einfach zu dem Photographen gegangen, habe dem guten Manne, der sich köstlich amüsierte, Deine Aufforderung, mir das Bild zu holen, erzählt. Dann haben wir abends den Schaukasten abgehängt, oben die Photographien herausgenommen, lachend die Scheibe zerschlagen und den Kasten wieder angebracht! — Was sagst Du nun?"

Erst sagte die junge Frau garnichts, sie zog sogar ihre Stirn in ernste Falten, aber dann mußte sie doch über ihren pfiffigen Gatten lachen und gab ihm einen gutgemeinten Klaps.

---

können, unser Glück, unsere Gefühle nicht von ewiger Dauer gewesen wären?

Als ob nicht durch die Macht des Alltages selbst das strahlende Glück in Gefahr geriet! Aber, das vergißt man und so trauert mancher seinem „verlorenen Lebensglück" nach und vergißt darüber, auf das zu schauen, was an vielleicht viel Wertvollerem das Leben für ihn bereithält.

Elisabeth Fry (1781—1845)

Von Clara Trieß.

Elisabeth Fry, geborene Guerny, hat die moderne Gefängnispflege gegründet. Noch immer ist längst nicht alles durchgeführt, was sie ersehnte und anstrebte. Aber es darf nicht vergessen werden, daß sie den Anstoß zu einer Besserung gab und wie tapfer es zu jener Zeit war, gegen die starke Tradition des Gefängniselends anzukämpfen. Sie war die erste, die den Erziehungsgedanken an Stelle des Vergeltungsgedankens setzen wollte und in einem Leben voll hingebender Arbeit bewies, daß auf dem neuen Wege viel zu erreichen ist.

Elisabeth Guerny wurde 1781 auf einem schönen Landsitz in der Nähe von Norwich in England geboren. Ihre Vaterstadt hat das alte Haus in Erinnerung an ihr Wirken angekauft und den herrlichen Park dem Besuch freigegeben.

Elisabeths Vater, John Guerny, ein wohlhabender Bankier, stammte von einem John Guerny ab, der schon zu Zeiten des Begründers der Quäkergemeinde, Georg Fox, der Gesellschaft beigetreten war. So war sie in eine Welt hineingeboren, die ihr, allerdings erst nachdem ihr in ihrem achtzehnten Lebensjahr durch die Predigt eines Quäkers eine eigene Erweckung zuteil geworden war, eine Fülle von Kraft und Frieden geben sollte.

Elisabeth verlebte eine fröhliche Jugend im Kreise von zehn Geschwistern. Ihre Heirat mit Joseph Fry machte sie zu einer glücklichen Frau und im Laufe der Jahre zur Mutter vieler Kinder. Vor der Hochzeit hatte ihr Gatte ihr versprechen müssen, ihr in der strengen Ausübung ihres Quäkertumes alle Freiheit zu lassen. So trug sie denn die einfache Quäkertracht, verzichtete auf jedes Vergnügen und fühlte sich verantwortlich, im engen und weiten Kreise Liebesarbeit zu tun.

Es fehlte auch in ihrem Leben nicht an Schatten, an Todesfällen im Familienkreise und Geldnöten, aber ihr starker Glaube ließ sie alles als Fügung hinnehmen bis zuletzt ihre Seele Kraft und Frieden bewahren.

Sie war schon geübt in dem, was man heute die soziale Arbeit nennen würde, als sie ihr großes Lebenswerk, die Reform der Gefangenenfürsorge, in Angriff nahm. Ihre Söhne besuchten damals ein Schulpensionat und ihre vier Töchter wurden von ihrer Schwester Rachel betreut, so daß sie ihre Kraft frei fühlte für die gottgewiesene Arbeit. Schon vorher hatte sie bei einem Besuch im Londoner Gefängnis Newgate die entsetzlichen Zustände dort kennen gelernt. Gesunde und Kranke lagen zusammengedrängt in schmutzigen Kellern, die kaum je gereinigt wurden. Newgate war bestimmt, 500 Verurteilte aufzunehmen, beherbergte aber damals 822 Gefangene, Jung und Alt, Angeklagte und Verurteilte, Irrsinnige und Kinder wurden alle zusammen eingesperrt. Wer Geld hatte, konnte sich soviel Branntwein kaufen, wie er nur wollte. Bestechung und Verführung waren an der Tagesordnung.

Unverzagt faßte Elisabeth Fry die unendlich schwere Aufgabe an. Sogleich zeigte sich ihr praktischer Sinn und ihre Gabe, mit Menschen umzugehen. Sie brachte die Frauen dazu, für ihre Kinder eine Schule einzurichten und die Lehrerinnen aus ihrer Mitte zu wählen. Auch weckte sie das Verantwortungsgefühl der Gefangenen für Reinlichkeit, Ordnung und Mäßigkeit. Ganz schlicht kam sie zu den Ausgestoßenen — als ihre Freundin. — Sie sagte niemals „ihr", immer nur „wir". Wundervolles wird erzählt von ihrer Gabe, die Herzen zu gewinnen und dem Guten zu erschließen, zu suchen und wiederzufinden, was verloren war.

Vor allem sorgte sie auch für die Beschäftigung der gefangenen Frauen, ließ sie Handarbeiten anfertigen, für die sie dann Absatz fand so daß sich ihre Schützlinge von dem Erlös besser halten und kleiden konnten. Auch das „Verbrecherschiff", das jedes Jahr einmal die verurteilten Frauen nach den Kolonien hinausbrachte, und grauenvolle Zustände aufwies, besuchte sie jedesmal vor der Abfahrt und wußte hier dem Schlimmsten vorzubeugen.

Dabei blieb diese Frau, auch als ihr Werk sie in die Oeffentlichkeit und auf weite Reisen führte, immer die sorgsame Gattin, Hausfrau und Mutter, der Mittelpunkt eines großen Geschwister- und Freundeskreises und, wie oft bei so reichen Naturen, scheint die Fülle ihrer Liebe gewachsen zu sein mit der Größe ihrer Aufgaben.

Sie prüfte die elenden Gefängnisverhältnisse in Schottland und trat in einen lebhaften Briefwechsel mit Gefängnisdirektoren in Deutschland, Frankreich, Italien und Rußland. Daran knüpfen sich weite Reisen auf dem Kontinent, in denen sie das Gefängniswesen der verschiedenen Länder kennen lernte. Besonderen Widerhall fand ihr Wort und Werk in Preußen bei Friedrich Wilhelm 4., und sie war es, die Wichern anregte, Männer zur Gefängnispflege auszubilden.

Auch Theodor Fliedner, der Kaiserswerther Diakonissenvater, hat von Elisabeth Fry gelernt. Er hat in Newgate die Erfolge ihrer Arbeit gesehen — von 1818 bis 1822 hatte sich die Anzahl der Rückfälligen dort um 40 Prozent vermindert. Nach seiner Rückkehr gründete Fliedner die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft, der zahlreiche andere Gefängnisgesellschaften sich angeschlossen haben.

So ist reicher Segen aus der tapferen und treuen Fürsorgearbeit dieser Frau erwachsen, und weiteres wird die Zukunft bringen und reifen. Später haben sich andere Frauen, in neuester Zeit Mathilde Wrede in Finnland und Hedwig Wangel in ihrem Heim für entlassene weibliche Strafgefangene am Dolgensee in der Mark, in der Gefangenenfürsorge tatkräftig und erfolgreich eingesetzt, so daß das neutestamentliche Gebot, die „Gefangenen zu besuchen", besonders von Frauen begriffen und seine Erfüllung von ihnen gesucht wird.

Gymnastische Betätigung der dritten Jugend

Wie soll die Frau von und über 50 Jahren turnen — Die zweckmäßigsten Uebungen, um jung zu bleiben.

Von Dr. R. Schenck.

Man hat längst erkannt, daß unsere Jugend Sport treiben muß, damit der Körper ertüchtigt, der Geist erfrischt wird. Man hat aber auch der reiferen Jugend geraten, Sport zu treiben, gymnastische Uebungen vorzunehmen, weil sie sich dadurch erheblich länger jung erhält. So sieht man heute die Damen zwischen dreißig und vierzig emsig turnen und staunt mitunter über deren Elastizität. Es ist erwiesen, daß die Damen, die sich stark gymnastisch betätigen, auch beruflich leistungsfähiger sind und daß sich ihr Aussehen bedeutend verjüngt hat.

Da es in heutiger Zeit keine alten Damen mehr gibt, da es für jede Frau, die die Fünfzig erreicht hat, eine Beleidigung wäre, wollte man von der „alten Dame" sprechen, so ist die Frage aufgeworfen, ob Frauen, die in der sogenannten dritten Jugend stehen, die also bereits ein halbes Jahrhundert lang auf der Welt wandeln, nicht auch noch Sport treiben oder sich wenigstens gymnastisch betätigen sollen.

Mehrfache Versuche haben gezeigt, daß diese Experimente geradezu glänzende Resultate erzielten. Die Damen der dritten Jugend haben es zwar anfangs streng gehemmt gehalten, daß sie auch noch Gymnastik treiben, sie fürchteten von Gleichaltrigen ausgelacht zu werden, denn wozu soll die alte Frau noch turnen!

Es wäre natürlich freilich ganz verkehrt, wenn diese Damen mit Uebungen beginnen wollten, die von der Jugend bevorzugt werden. Es wäre ein Verbrechen an der eigenen Gesundheit, wenn sie sich gymnastisch in der Weise betätigen wollten, wie es die jugendfrischen Körper tun. Jede Dame muß genau wissen, was sie sich zumuten darf und muß besonders im Anfange die größte Vorsicht walten lassen. Man mache sich einmal klar, daß die gymnastische Betätigung für reife Damen einzig und allein den Zweck hat, den Körper elastisch zu erhalten; die Blutzirkulation anzuregen und das Steifwerden der Glieder, sowie die einsetzende Verkalkung aufzuhalten. Man hüte sich aber vor Uebertreibungen, denn der Körper der alternden Frau gibt nicht mehr nach und wenn dann etwas gewaltsam erzwungen würde, müßte unbedingt eine Verletzung oder Zerreißung die Folge sein.

Darum einige Ratschläge:

Eine der wichtigsten und zweckmäßigsten Uebungen ist das Rumpfbeugen und Rumpfdrehen. Beim Rumpfbeugen hebt sie die Arme nicht mehr empor, wie das die Jugend tut. Man legt sie gestreckt an den Körper und beugt darauf den Oberkörper bei gestreckten Knien so weit als möglich hinab. Uebergroße Anstrengung muß dabei vermieden werden. Dann folgt das mäßige Zurückbeugen. Und nun das Rumpfkreisen. Dazu werden die Füße zusammengestellt und die Spitzen nach außen gedreht. Nun wendet man bei geschlossenen Knien den Rumpf nach rechts herum, neigt ihn so weit als möglich zur Seite, beschreibt dann einen Halbkreis nach vorn und kommt aus der Linksdrehung wieder in den Urstand zurück. Diese Uebungen werden anfangs nur drei bis viermal gemacht, können sich aber im Laufe der Zeit steigern. Darauf kommt die Kniebeuge an die Reihe, wobei die Knie leicht nach auswärts gespreizt werden.

Als dritte Uebung folgt das Arm- und Beinschwingen; erst der rechte Arm in großer Kreisbewegung, etwa 10 mal herum, darauf der linke, desgleichen die Beine. Es ist kaum glaublich, wie diese regelmäßigen Bewegungen die Muskeln lockern und wie danach das Arbeiten viel leichter fällt. Die Krone aller Uebungen aber ist für diese Damen das Kriechen. Anfänglich ist es freilich ein wenig beschwerlich, besonders für starke Damen. Man lasse sich auf die Erde nieder und zwar derart, daß die Unterarme, vom Ellenbogen angefangen, die eine Stütze geben, während die Beine vom Knie abwärts, den zweiten Stützpunkt bilden. Das Kreuz darf dabei nicht eingedrückt werden, der Rücken muß eine grade Linie bilden. Darauf beginnt das Kriechen. Man streckt das eine Bein lang aus, ebenso den entgegengesetzten Arm, darauf wird das ausgestreckte Bein an den Körper angezogen, das andere Bein ausgestreckt, desgleichen der entgegengesetzte Arm. Der Kopf darf dabei nicht nach unten hängen. Auf diese Weise kriecht man etwa fünf Minuten auf dem Teppich herum. Man wird im Anfange einige Pausen eintreten lassen müssen, weil das Kriechen die starken Damen anstrengt. Man lasse sich die Mühe aber ja nicht verdrießen, denn eine derartige Uebung hat unendlich großen Wert, erhält den Menschen frisch, sodaß man diese kleine Strapaze gern auf sich nehmen soll.

Die gymnastischen Lehrer behaupten freilich, daß die ältere Dame allmählich fähig wird, auch noch schwierigere Aufgaben zu erfüllen. Es hat sich aber bereits gezeigt, daß diese wenigen Uebungen ausreichend genügen, um die alternde Dame vor dem Steifwerden zu bewahren und manch eine Dame, die anfangs ungläubig lächelte, erkennt heute dankbar und ehrlich an, daß sie sich durch diese geringe Gymnastik verjüngt habe und daß sie sich zeitweilig in die zweite Jugend zurückversetzt glaubt.

Chinesenheiraten in Deutschland

Kürzlich ging eine Nachricht durch die ostasiatische Presse die besagte, eine Anzahl chinesischer Studenten hätten deutsche Mädchen geheiratet, ihre Studien vernachlässigt und den Gedanken aufgegeben, nach China zurückzukehren. Der chinesische Gesandte in Berlin hat diesen Tatbestand dem Unterrichtsministerium in Peking mitgeteilt, und dieses hat daraufhin den chinesischen Studenten, die im Ausland studieren, verboten, Ehen mit Ausländerinnen einzugehen.

Dieses Verbot war schon vor Jahren einmal erlassen worden, und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstens erhalten diese Studenten meist einen Staatszuschuß, und der ist nur für ihren eigenen Unterhalt berechnet, nicht aber für den einer Familie; ferner besteht in China immer noch die Sitte, daß ein Kind aus guter Familie schon früh verlobt wird, und in sehr vielen Fällen dürfte deshalb der chinesische Student in China schon eine Braut, häufig sogar eine Frau haben, auch wenn er das nicht gern eingesteht. Heiratet er in Deutschland, obgleich er schon in China verheiratet ist, so begeht er damit nach chinesischem Recht keinen Rechtsbruch, denn der Chinese darf auch jetzt noch trotz der Umwandlung der Rechtsbegriffe in China sehr wohl mehrere Frauen haben; die zweite Frau nimmt aber eine wenig geachtete Stellung ein, und hat sie Kinder, so steht der nach chinesischem Ritual, Sitte und Recht ersten Frau die elterliche Gewalt auch über die Kinder der zweiten Frau zu. Manches ausländische Mädchen lebt heute in China im Zustande dauernder Demütigung als „Nummer Zwei". Löst der Chinese aber sein Verlöbnis in China auf, bevor er mit einem deutschen Mädchen eine Ehe eingeht, so bedeutet das für die Familie des Mädchens in China weitaus mehr als der gleiche Fall in Deutschland; wird doch jeder Chinese darin eine Beschimpfung seiner Familie erblicken. Ewige Feindschaft und Haß sind die Folge. Kehrt dann die junge Frau mit ihrem Manne nach China zurück, so wird sie vermutlich auch von ihrer Schwiegermutter nur in ganz seltenen Fällen mit offenen Armen aufgenommen, und die Schwiegermutter hat in China einen ganz anderen Einfluß als in Deutschland; sie besitzt nahezu elterliche Gewalt über die Schwiegertochter.

Möglicherweise hat das junge Mädchen vom Geheimnis des Fernen Ostens gelesen und stellt sich nun etwas wunderbar Herrliches unter dem Lande der Mitte vor. Aber die rauhe Wirklichkeit sieht dort anders aus. Eintönig fließt das Leben der chinesischen Frau meist auch heute noch dahin, nur wenige Chinesen sind wohlhabend; außerdem ist man zur Zeit in vielen Provinzen auf dem Lande und in den kleineren Städten nicht einmal vor Ueberfällen sicher. Man sieht, die deutsche Frau eines Chinesen ist in dessen Heimatlande gewiß nicht auf Rosen gebettet.

Wenn aber ein Mädchen durchaus einen chinesischen Studenten oder einen anderen Chinesen heiraten will, dann sollten Eltern und Verwandte darauf dringen, daß zum mindesten die Erkundigungen eingezogen werden, die man auch in Deutschland als selbstverständlich einziehen würde, indem man bei deutschen Konsuln in China, bei chinesischen in Deutschland anfragt, möglichst auch zu den Eltern des jungen Mannes in Beziehungen tritt, bevor man zur Tat schreitet oder gar eine Mitgift herausrückt.

Erklärt der junge Mann aber, in Deutschland bleiben zu wollen, dann wird ihm sein Zuschuß bestimmt entzogen, unter Umständen muß der Schwiegervater sogar die bereits geleisteten Zuschüsse an den chinesischen Staat zurückzahlen, und außerdem ist es nicht sicher, ob das Versprechen in späteren Jahren gehalten wird, denn den Chinesen zieht es immer nach China zurück. Kehrt er aber nicht zurück, dann muß er Deutscher werden. Kurz, der Schwierigkeiten sind viele, die Aussichten auf eine dauernd glückliche Ehe sind nicht gut. „Drum prüfe wer sich ewig bindet," vor allem mit einem chinesischen Studenten, aber auch mit jedem anderen Chinesen.

Etwas für Ehemänner

Er: Sag einmal, Frau, hast du schon an unsere Kartoffeleinkellerung gedacht?

Sie: Gedacht schon, aber ich fürchte, daß wir keine Kartoffeln bekommen!

Er: Ich verstehe dich nicht; denn ich gebe dir doch meinen Lohn restlos ab und als Hausfrau hast du die Pflicht, für den Winter zu sorgen. Wenn du eben nicht wirtschaften kannst, sehe ich mich genötigt, die Kasse in eigene Verwaltung zu nehmen, dann weiß ich wenigstens, daß wir für den Winter etwas in den Keller bekommen.

Sie: Mann, du weißt wohl nicht, was du sprichst. Hast du dir schon mal ausgerechnet, was von deinen 50 Mark Wochenlohn zum Leben überhaupt übrig bleibt? Nehme dir bitte ein Stück Papier und einen Bleistift zur Hand und rechne dir aus, was ich mit den 50 Mark anfangen kann; dann dein Vorwurf ist wirklich nicht berechtigt.

Also:

Abzug an Steuern	Mk.	1.70
Abzug an Krankengeld	Mk.	1.66
Abzug an Invalidengeld	Mk.	1.00
Abzug an Erwerbslosenbeitrag	Mk.	0.75
Verbandsgeld	Mk.	1.00
Versicherung für die Familie	Mk.	1.21
Bahnfahrt zur Arbeitsstätte	Mk.	1.40
Schuhe für die Arbeit und Reparatur	Mk.	0.70
Verbrauch des Arbeitsanzuges	Mk.	1.10
Verbrauch des Arbeits-Unterzeugs	Mk.	0.25
Miete für die Woche (abg. 3 Zimmer)	Mk.	12.80
Zeitung	Mk.	0.70
Zeitschrift für die beiden Kinder (Jugendsonne)	Mk.	0.20
6 Eimer Kohlen a 30 Pfg.	Mk.	1.80
Lichtverbrauch	Mk.	0.50
Gasverbrauch	Mk.	0.25
Kirchensteuer	Mk.	0.25
Haarschnitt und Rasieren	Mk.	0.50
Beitrag für den Gesangverein	Mk.	0.23
Summa	Mk.	27.50
Dein Bruttoverdienst ist	Mk.	50.00
abzügl. der laufenden Unkosten	Mk.	27.50
Rest	Mk.	22.50

Sie: Siehst Du nun, mein lieber Mann, von diesen 22,50 Mark muß ich unsere 4köpfige Familie verpflegen und auch von kleiden. Wenn Du nun besser wirtschaften kannst, dann versuche es bitte einmal; denn dann bin ich wenigstens einmal der Sorge enthoben und brauche nicht immer zu denken: „Was koche ich heute oder was soll ich morgen kochen?"

Er: Nein, liebe Frau, behalte Du dein Amt, gib mir einen Kuß und verzeihe mir meinen Vorwurf.

Ich schnitt es gern in alle Rinden ein . . .

Ort der Handlung: Hyde-Park, London: Zeit: Spätherbst. Personen: Fräulein Elynor F., eine junge Dame aus gutem Hause, ihres Zeichens Stenotypistin, Herr Charles Weener, Geschäftsreisender und notorischer Spaßmacher, sowie der hohe Gerichtshof.

Elynor hielt also auf einer einsamen Bank ihren Nachmittagsschlaf. Sie war etwas sommerlich gekleidet; die Bluse hatte keine Aermel. Diese Kleinigkeit verursachte die Tragikomödie, welche sich kürzlich vor dem gestrengen Richter abspielte. Charles, der unverbesserliche Spaßvogel, kam nämlich vorbei, setzte sich zu der schlafenden Parknymphe, nahm ein Abzugsbild aus der Westentasche und klebte es kurz entschlossen auf ihren unbedeckten Arm. Dann ließ er sich auf der gegenüberliegenden Bank häuslich nieder und wartete geduldig auf die „Wirkung" seines Werkes. Er sollte nicht vergeblich warten! Elynor wachte bald auf und bemerkte auf ihrem rechten Arm zu ihrem lebhaften Entsetzen ein blutrotes Herz mit den vielsagenden Worten: „Dein ist mein Herz!" Charles amüsierte sich köstlich über die hilf-